

»In der Hydrographie kommt alles zusammen«

Ein Wissenschaftsgespräch mit INGO HENNINGS*

Kapitän, Ozeanograph und Physiker in einer Person – Dr. Ingo Hennings war fast drei Jahrzehnte lang als Wissenschaftler am GEOMAR in Kiel beschäftigt. Zusätzlich war er dort als Nutzerkoordinator für die Neubauten zuständig und er hat sich im Personalrat für die Belange der Mitarbeitenden starkgemacht. An einem seiner letzten Arbeitstage blickt er auf seine Lebensarbeitsleistung zurück. Und redet Tacheles. Ein Gespräch über die Lust und den Frust an der Wissenschaft, über Missstände in der Forschung und darüber, wie es sein sollte, sowie über die Rolle des Zufalls und seinen Kampf des guten Glaubens.

* Das Interview mit Dr. Ingo Hennings führte Lars Schiller am 10. November 2017 in Kiel.

GEOMAR | GKSS | Helmholtz-Gemeinschaft | Leibniz-Gemeinschaft | Ozeanographie | Kapitän auf großer Fahrt | Nutzerkoordinator | Fernerkundung | Stabkarten | Geschichte der Ozeanographie | Kettenverträge

Herr Hennings, der erste Beruf, den Sie erlernt haben, war Kapitän. Als Jugendlicher, mit 16 Jahren, haben Sie begonnen, zur See zu fahren. Was zog Sie aufs Meer?

Das hatte verschiedene Gründe. Mit sechs Jahren saß ich gebannt vor dem Radio, als in Kiel ein großer Tanker vom Stapel lief. Damals, 1958, wurden die großen Stapelläufe noch im Radio übertragen. Außerdem mochte ich als kleiner Junge die Wilhelmshavener Modellbaubögen, aus denen ich einige Schiffe aus Papier gebaut hatte. Doch das entscheidende war, dass mein Vater mit mir 1965 zur Internationalen Verkehrsausstellung nach München gefahren ist. Dort gab es eine wunderbare Schifffahrtsausstellung mit einem Eins-zu-eins-Modell der »Bavaria«. Davon war ich völlig fasziniert. Ich war 13 Jahre alt und mein Berufswunsch stand fest: Ich wollte Kapitän auf großer Fahrt werden.

Sie haben dann schon früh die Schule verlassen.

Ich bin mit der mittleren Reife abgegangen. Weil es damals noch Kurzschuljahre gab, war ich nur etwas mehr als neun Jahre auf der Schule. Am 5. August 1968 bin ich dann zur Seemannsschule in Hamburg-Blankenese gekommen. Der Lehrgang dauerte drei Monate. Es ging streng zu, hat mir aber Spaß gemacht. Im November habe ich einen Ausbildungsvertrag bei der Hamburg-Amerika-Linie bekommen. Und dann ging es auch gleich los, die erste Fahrt führte mich nach Nordamerika. Das war der Beginn.

Sie haben als Decksjunge ganz unten angefangen.

Ganz genau. Doch es ging schnell weiter. Ich wurde Jungmann, Leichtmatrose, war auf zwei Ausbildungsschiffen unterwegs. Bereits 1970 habe ich die Matrosenprüfung gemacht. Ein Jahr lang war ich Offiziersanwärter und bin für HAPAG-Lloyd auf der »Iserlohn« gefahren. Es ging nach Westindien, was ein schönes Fahrtgebiet war.

Und wie wurden Sie Kapitän?

Mit meiner Ausbildung und der Berufserfahrung konnte ich auch ohne Abitur zur Seefahrtsschule gehen, die damals gerade frisch zur Fachhochschule in Hamburg-Altona gehörte. Dort war ich drei Jahre lang. 1974 hatte ich das Patent, das ich dann noch zwei Jahre lang ausfahren musste. Ich ging zur Reederei Ernst Russ, wo ich als Nautischer Schiffs-offizier angefangen habe. Nach zwei Jahren wurde mir 1976 das Kapitänspatent ausgestellt, fortan hatte ich die Befähigung zum Kapitän auf Großer Fahrt. Doch dann war ich nur noch bis 1977 bei der Seefahrt.

Nach zehn Jahren auf dem Meer haben Sie beschlossen, Ozeanographie zu studieren. Wollten Sie die Meere, die Sie jahrelang mit Handelsschiffen durchpflügt haben, noch einmal mit anderen Augen kennenlernen?

In dieser Zeit begann das mit der Ausflaggerei. Auch Ernst Russ fing an, die Schiffe unter fremder Flagge laufen zu lassen. Unter sogenannter Billigflagge zu fahren, kam für mich aber nicht infrage. Und so musste ich mich entscheiden, ob ich bei der Seefahrt hängen bleiben will oder ganz was neues mache. Vorher schon hatte ich mich für Ozeanographie interessiert, ich wollte mehr über die Physik des Meeres wissen. Im Sommersemester 1978 konnte ich dann – nach anfänglichen Schwierigkeiten bei der Zulassung – das Ozeanographiestudium aufnehmen. Mit 26 Jahren war ich natürlich schon etwas älter und ans Lernen musste ich mich erst wieder gewöhnen. Bis zum Vordiplom gab es fast nur Mathematik und Physik. Da war viel Selbststudium nötig. Insgesamt zwölf Semester habe ich studiert. Meine Diplomarbeit habe ich bei Prof. Alpers geschrieben über Radarabbildungen von Unterwasser-Bodentopographie. Das hat mich begeistert. Anfang 1984 hatte ich dann das Diplom in Ozeanographie.

Haben Sie gleich eine Stelle bekommen?

Ich habe einige Bewerbungen geschrieben, habe aber nicht direkt eine Stelle gefunden. Stattdessen habe ich bei meiner alten Reederei eine Urlaubsvertretung machen können. Im November 1984

»Was Ozeanographen während des Zweiten Weltkriegs gemacht haben, ist ein Tabuthema. Über den Bibliographien liegt zwischen 1933 und 1945 ein Schatten«

Ingo Hennings

habe ich dann beim GKSS-Forschungszentrum in Geesthacht einen befristeten Vertrag bekommen. Dort habe ich etwas über ein Jahr Scannerdaten im optisch sichtbaren Bereich ausgewertet. Ich habe überwiegend die Atmosphärenkorrektur berechnet, damit mein Kollege anschließend die Wasserinhaltsstoffe berechnen konnte.

[Und dann ergab sich bei der GKSS die Möglichkeit, zu promovieren.](#)

Prof. Graßl, der zu dieser Zeit zur GKSS gekommen ist, hat mich dazu motiviert, weiter an Fernerkundungsthemen zu forschen. Mittlerweile hatte Prof. Alpers, bei dem ich meine Diplomarbeit geschrieben hatte, eine Stelle an der Universität in Bremen angetreten. Und so habe ich mich dann in Bremen als Promotionsstudent eingeschrieben. Gleichzeitig habe ich in Geesthacht auf einer halben Stelle gearbeitet. Drei Jahre lang bin ich zwischen den Städten gependelt.

[Ihrem Thema von der Diplomarbeit sind Sie treu geblieben.](#)

Es ging in der Doktorarbeit ebenfalls um die Abbildung submariner Bodentopographie auf Luft- und Satellitenbildern, aber nicht nur im Mikrowellenbereich, sondern auch im optisch sichtbaren Bereich des elektromagnetischen Spektrums. 1988 bin ich fertig geworden.

[Sie sind Kapitän, Physiker und Ozeanograph. Wenn ich mir Ihre Publikationsliste so anschauen, hätten Sie Ihre Fächerkombination eigentlich noch mit einem Geschichtsstudium komplettieren müssen.](#)

Geschichte ist tatsächlich ein Schwerpunkt in meinen Forschungen. Mich hat vor allem interessiert, was Ozeanographen während des Zweiten Weltkriegs gemacht haben. Doch über den Bibliographien der Ozeanographen liegt zwischen 1933 und 1945 ein Schatten. Das war ein Tabuthema, die haben sich über ihre Forschungen nicht geäußert. Ich habe dann beispielsweise recherchiert, was die »Altair« auf ihrer Fahrt durch den Golfstrom gemacht hat. Die Fahrten sind damals von der Kriegsmarine mitfinanziert worden. Entsprechend war vieles geheim, die Ergebnisse wurden für die Kriegsplanung verwendet. Bis heute interessiere ich mich für die Geschichte. Daher begrüße ich es auch, dass die Stadt Kiel Anfang 2017 einen Referenten für Erinnerungskultur eingestellt hat, der aufarbeiten soll, was in Kiel während der Nazizeit alles passiert ist.

[Seit 1989 bis zum heutigen Tag arbeiten Sie als Wissenschaftler beim GEOMAR in Kiel. Was waren Ihre Aufgaben?](#)

Als ich angefangen habe, hat mir der Gründungsdirektor, Prof. Thiede, wie das so üblich ist in der Wissenschaft, einen Zeitvertrag über drei Jahre gegeben. Ich konnte weiter zur Fernerkundung forschen, doch zusätzlich bekam ich die Aufgabe, mich um den Neubau zu kümmern. Auf der einen Seite musste ich mich als Nutzerkoordinator mit dem Neubau beschäftigen. Auf der anderen Seite musste ich zusehen, dass ich in der Wissen-

Dr. Ingo Hennings
beim Hydrographentag
in Flensburg 2017



Foto: Holger Klindt

Bisher erschienen:

- Horst Hecht (HN 82),
 Holger Klindt (HN 83),
 Joachim Behrens (HN 84),
 Bernd Jeuken (HN 85),
 Hans Werner Schenke (HN 86),
 Wilhelm Weinrebe (HN 87),
 William Heaps (HN 88),
 Christian Maushake (HN 89),
 Monika Breuch-Moritz (HN 90),
 Dietmar Grünreich (HN 91),
 Peter Gimpel (HN 92),
 Jörg Schimmeler (HN 93),
 Delf Egge (HN 94),
 Gunther Braun (HN 95),
 Siegfried Fahrentholz (HN 96),
 Gunther Braun, Delf Egge, Ingo Harre, Horst Hecht, Wolfram Kirchner und Hans-Friedrich Neumann (HN 97),
 Werner und Andres Nicola (HN 98),
 Sören Themann (HN 99),
 Peter Ehlers (HN 100),
 Rob van Ree (HN 101),
 DHyG-Beirat (HN 102),
 Walter Offenborn (HN 103),
 Jens Schneider von Deimling (HN 104),
 Mathias Jonas (HN 105),
 Jürgen Peregovits (HN 106),
 Thomas Dehling (HN 107)
 Egbert Schwarz (HN 108)

schaft den Anschluss nicht verliere. Das lief parallel; heute ist mir ein Rätsel, wie ich das fertiggebracht habe. Zum Glück lief es mit dem Landesbauamt und dem Architekten ganz gut. Dabei standen wir unter enormem Zeitdruck. Schnell mussten wir die wichtigsten Unterschriften zusammenbekommen, weil die Wiedervereinigung vor der Tür stand. Sonst hätten wir das alles nicht genehmigt bekommen, viel Geld ist damals ja in die neuen Bundesländer geflossen.

Auch heute wird wieder gebaut.

Sie meinen den Erweiterungsneubau. Momentan ruhen die Arbeiten allerdings bei der Parkpalette, weil der Generalunternehmer insolvent ist. Immerhin ist das Kernlager fertiggestellt worden, sodass wenigstens die Kerne bei 5 °C lagern können. Der andere Haupterweiterungsneubau soll 2020 fertig sein. Dann sollen über 1000 Beschäftigte auf dem Campus am Seefischmarkt untergebracht sein, auch die Kolleginnen und Kollegen, die bisher am Westufer sitzen. Und wir haben sogar einen weiteren Bauabschnitt eingeplant, falls es in ein paar Jahren einmal eng werden sollte.

Schon ein Eigenheim zu bauen, ist aufwendig. Den Bau der neuen Gebäude eines Forschungsinstituts zu betreuen, hat sicherlich einen Großteil Ihrer Arbeitszeit ausgemacht.

So war es. In den Jahren vor 2014 habe ich mich teilweise fast zu 100 Prozent mit dem Erweiterungsneubau beschäftigen müssen. 2014 war ich an dem Punkt angekommen, dass ich nicht länger Nutzerkoordinator sein wollte. Zur Wahrheit gehört auch: Es hat große Probleme gemacht, als wir 2012 von der Leibniz-Gemeinschaft in die Helmholtz-Gemeinschaft überführt wurden. Das war ohnehin ein Ding! Wir alle haben von diesem Wechsel aus der Presse erfahren. Niemand hat uns

das vorher angekündigt. Für unseren Neubau bedeutete dies zunächst mal den totalen Baustopp. Danach mussten wir im Grunde wieder neu anfangen. Hinzu kam, dass die Politik uns vorgeschrieben hat, fortan unser eigener Bauherr zu sein. Dabei hatten wir dafür gar keine Kapazitäten.

Hat sich der Wechsel zur Helmholtz-Gemeinschaft denn wenigstens im Nachhinein als Vorteil erwiesen?

Die eigentliche Ursache für den Wechsel war – aber keiner will das zugeben –, dass der Medizin-Studiengang und eventuell die ganze Universität Lübeck damals geschlossen werden sollte. Es gab riesige Proteste. Um die Schließung zu verhindern, kam es zu einem schönen Deal. Zu Zeiten der Leibniz-Gemeinschaft hat das Land Schleswig-Holstein etwa 50 Prozent zur Finanzierung des GEOMAR beigetragen. Mit dem Wechsel zur Helmholtz-Gemeinschaft wurden die Kosten anders verteilt. Der Bund zahlt 90 Prozent, das Land nur noch 10 Prozent. Was Schleswig-Holstein dadurch eingespart hat, sollte Lübeck bekommen. So konnten der Medizin-Studiengang und die Universität Lübeck weiter existieren. Aus diesem Grund wurden wir zum Helmholtz-Zentrum, auch wenn Frau Schavan, die damalige Bildungsministerin, diese Sichtweise immer abgestritten hat. Natürlich gab es auch eine gute offizielle Begründung: Der Bund wollte sich in der Meeresforschung stärker engagieren. Die Politiker haben mitbekommen, dass sich da in Europa und auch weltweit immer mehr entwickelt. Da sollte auch Deutschland ein starkes Instrument in der Meeresforschung bekommen. Und, das muss man sagen, unter dem neuen Direktor, Prof. Herzig, hat das GEOMAR einen wirklichen Aufschwung genommen, der auch international wahrgenommen wird.



Ingo Hennings während des Interviews in seinem Büro

Wie haben Sie den Wechsel denn als Wissenschaftler erlebt?

Das ist die falsche Frage. Ich war damals auch Personalrat. Als solcher habe ich dem Ministerium die Belange der Beschäftigten klarmachen müssen. Wir mussten ja die Tarife überleiten, vom Landestarif in den TVöD. Ein neues Errichtungsgesetz war erforderlich, eine neue Satzung musste etabliert werden. Diese Dinge haben mich zu der Zeit beschäftigt. Am Ende kann ich immerhin sagen, dass die Beschäftigten gut davongekommen sind.

Das GEOMAR war vor dem Wechsel zur Helmholtz-Gemeinschaft ein An-Institut an der Universität Kiel. Wie hängen das GEOMAR und die Universität heute zusammen?

Um die Zusammenarbeit mit der Universität aufrechtzuerhalten, haben wir einen Kooperationsvertrag geschlossen. Bekanntlich kann nur eine Universität Professoren berufen, nicht aber die außeruniversitären Forschungsinstitute. Daher ist es nun so, dass die Universität die Professorinnen und Professoren, die beim GEOMAR beschäftigt werden sollen, beruft. Und dann ordnet die Universität die Professorinnen und Professoren an uns ab. Letztendlich werden sie von uns bezahlt. Natürlich müssen sie auch Lehre leisten, aber nur reduziert. Diese Regelung ist ganz wichtig, wir brauchen die Verbindung zur Universität, um an die Doktoranden zu kommen. Und im Exzellenzcluster Future Ocean ist dann ja ohnehin alles miteinander vernetzt.

Fassen Sie mal zusammen, was Sie in den letzten Jahren am GEOMAR gemacht haben – außer Nutzerkoordinator und Personalrat.

Ich hatte immer den Anspruch, wenigstens noch ein Bein in der Wissenschaft zu behalten. In den letzten Jahren bin ich wieder bei den Fragestellungen aus dem optischen Bereich gelandet. Wir hatten noch so viele Daten aus dem EU-Projekt OROMA übrig, die wir mit der »Ludwig Prandtl« hauptsächlich im Lister Tief nördlich von Sylt erhoben haben. Dort gibt es bis zu elf Meter hohe Sandwellen. Wir haben sämtliche Komponenten des ADCP ausgewertet. Dabei haben wir festgestellt, dass es in der vertikalen Komponente der Strömungsgeschwindigkeit wie Fontänen nach oben schießt. Das war vorher völlig unbekannt. Nur aus dem Englischen Kanal gab es Echolotserien, die ähnliches zeigten. Wir haben das dann untersucht. Heute nehmen wir an, dass die Schallwellen an den Sedimentpartikeln im Wasser gestreut werden, was dann eine erhöhte Echointensität bewirkt. Die Sedimentpartikel werden wahrscheinlich aufgrund der starken Gezeitenströmung in der Wassersäule nach oben gespült, was sich dann in der erhöhten Vertikalgeschwindigkeit zeigt. Wo Suspended Matter in der Wassersäule ist und eine hohe Strömungskomponente herrscht, können wir eine erhöhte Echointensität beobachten.

Im Anschluss wollten wir die In-situ-Messungen mit den Daten von TerraSar-X und mit den Schiffs-

radardaten vergleichen. Doch der Forschungsantrag wurde von der DFG abgelehnt. Die Begründung war: Wir hatten in den Jahren davor zu wenig veröffentlicht. Ja, was sollte ich machen, als Nutzerkoordinator konnte ich nicht so viel forschen und veröffentlichen, wie ich es gerne getan hätte. Nach dieser Abfuhr hatte ich die Schnauze voll. International wurde unsere Forschung hoch anerkannt, nur die Deutschen wollten nicht die Mittel bereitstellen, weiter an dem Thema zu forschen. Stattdessen habe ich dann im optisch sichtbaren Bereich den Sun-Glitter untersucht. Das Phänomen, das auch unter dem Namen Brightness-Reversal bekannt ist, hängt vom Blickwinkel ab, unter dem man die Meeresoberfläche anschaut. Was wir herausgefunden haben, haben die Chinesen dann voll aufgegriffen.

Sie haben immer wieder recht anschauliche Fragestellungen untersucht. Anhand von Satellitenbildern wollten Sie herausfinden, in welche Richtung der Sand transportiert wird. Ob sich ein Wrack bewegt. Sie haben sich mit dem Sonnenglitzern auseinandergesetzt. Sie haben aufgearbeitet, welche ozeanographische Forschung die Kriegsmarine zwischen 1933 und 1945 betrieben hat. Oder die Sache mit den Stabkarten. Wie kamen Sie zu Ihren Forschungsthemen?

Ich hatte Glück, die Themen, die mich interessiert haben, passten irgendwie zur Wissenschaftspolitik am GEOMAR. In meiner Anfangszeit spielte die Fernerkundung am GEOMAR zwar keine Rolle, aber man hatte das Potenzial erkannt. Daher hatte ich völlige Freiheit, konnte untersuchen, was ich wollte. Im Lauf der Zeit ergaben sich viele Fragestellungen aus der Forschung selbst. Plötzlich war da ein Phänomen, mit dem man vorher überhaupt nicht gerechnet hat. Ein gutes Beispiel sind die erwähnten Strömungssignaturen im Lister Tief. Genau so soll es sein: Ein Forschungsthema ergibt das nächste. Keineswegs darf Forschung vorgeschrieben werden – wie das heutzutage allzu oft der Fall ist.

Auch mit den Stabkarten war das eine zufällige Geschichte. Seit 30 Jahren beschäftige ich mich schon mit Stabkarten. Eines Sonntags war ich mit der Familie im Völkerkundemuseum in Hamburg, als ich die Stabkarten in der Südseeabteilung gesehen habe. Ich habe die Erklärungen zu den Signaturen gelesen, und da wurde mir klar, dass ich das von den Radarbildern kannte. So entstand mein Interesse an Stabkarten. Das Völkerkundemuseum hat eine ganz hervorragende Bibliothek, wo ich mir die Expeditionsberichte alle kopieren konnte. Damals, vor 30 Jahren, gab es von den Marshallinseln nur optische Bilder, noch keine Radarbilder, gleichwohl konnte man die Diffraktionsphänomene schon gut erkennen.

»Genau so soll es sein: Ein Forschungsthema ergibt das nächste. Keineswegs darf Forschung vorgeschrieben sein – wie das heutzutage allzu oft der Fall ist.«

Ingo Hennings

Muss man eigentlich an den Ort, den man erforscht, reisen, nach Mikronesien beispielsweise? Oder ist das der Vorteil der Fernerkundung, dass man zu Hause bleiben kann?

Mich reizt das schon, mal auf die Marshallinseln zu reisen. Fernerkundungsdaten sollten immer noch vor Ort verifiziert werden. Oft hört man ja, die Satelliten würden alles sehen. Doch das ist völliger Unsinn. Radarsatelliten sehen nur die Oberfläche. Natürlich sieht ein Satellit indirekt auch Prozesse aus der Tiefe, die dann an der Wasseroberfläche abgebildet werden. Doch was sich hinter diesen Oberflächenphänomenen verbirgt, muss in situ untersucht werden. Von daher ergänzen sich Fernerkundung und die Untersuchung vor Ort ganz hervorragend.

Wo ziehen Sie die Trennlinie zwischen Ozeanographie und Hydrographie?

Die Grenze ist nicht eindeutig, an vielen Stellen verschwimmt sie. Das kann man gut an den Studienangeboten sehen. Wer Hydrographie in Hamburg studiert, muss auch Ozeanographie-Vorlesungen besuchen. Hydrographie ist viel weiter angelegt als die Ozeanographie. Hydrographen müssen alles berücksichtigen, auch die ozeanographischen Phänomene. Dagegen beschäftigen sich die Ozeanographen schwerpunktmäßig mit der Erklärung von Strömungsphänomenen, mit der Zirkulation, der Dichte, mit Strömungs- und Dichteunterschieden und natürlich mit der ganzen Gezeitentheorie. Das deckt die Hydrographie nicht ab.

Die Hydrographie nutzt das Wissen, die Ozeanographie begründet es.

Ganz genau, die Ozeanographie geht da sehr ins Detail. Aber man muss eben auch feststellen, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am

Bundesamt für Seeschifffahrt und Hydrographie sehr viel Ozeanographie betreiben. In der Abteilung Meereskunde beschäftigt man sich mit Ozeanographie, auch wenn im Namen des Bundesamts die Hydrographie steht. Hydrographie und Ozeanographie sind sehr komplex vernetzt. Der wesentliche Unterschied ist meiner Ansicht nach der

Vermessungsaspekt. Primär beschäftigen sich die Hydrographen mit der Vermessung der Gewässer, wobei sie nicht allein die Tiefe messen, sondern sich auch dafür interessieren, was in der Wassersäule passiert. Dahingegen beschäftigen sich die Ozeanographen mehr mit den Detailphänomenen. Die Hydrographie deckt einfach ein größeres Spektrum ab, sie vereint die ganzen unterschiedlichen Sichtweisen, aus der Geodäsie, der Ozeanographie, der Geologie ... In der Hydrographie kommt alles zusammen. Das gilt im Übrigen auch für die DHyG. Was in diesem Verein

an Disziplinen zusammenkommt, kann man nicht hoch genug schätzen. Bei jedem Hydrographentag sieht man, was Hydrographie alles abdeckt.

Als Kapitän wiederum schauen Sie aus einer völlig anderen Richtung auf die Hydrographie denn als Ozeanograph.

Viele meiner Kapitänskollegen haben sich gar nicht um die Routenberatung gekümmert, die hielten das für Unsinn. Vor allem in meinen ersten Jahren auf See herrschte noch die Einstellung vor, wir fahren da jetzt durch. Andererseits mussten wir auf dem Schiff immer auch Wetterkarten zeichnen, in die wir den Wind und den Seegang eingezeichnet haben. Und natürlich die jeweilige Position. So konnte man den Routenverlauf sehr schön verfolgen. Bei mir setzte sich durch diese Tätigkeit früh die Einstellung fest, dass die Hydrographie wichtig ist.

Eine naive Frage: Kann man als Wissenschaftler eigentlich allen Fragen nachgehen, die einen beschäftigen, oder setzt einem jemand Grenzen?

Ich konnte am GEOMAR immer alles machen, was ich vorhatte. Die Hauptsache war, es kommt etwas dabei heraus. Ich konnte mich sowohl mit exotischen Fragen wie der nach den Stabkarten beschäftigen als auch für die Quantenphysik in der Ozeanographie interessieren. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass meine Vorgesetzten gar nicht wussten, was ich mache. Probleme habe ich nur bekommen, als ich mich mit der Geschichte beschäftigt habe. Da sah ich mich zum Teil mit Schwierigkeiten konfrontiert. Nicht jeder wollte, dass ich aufkläre, was im Weltkrieg geforscht wurde. Nehmen wir Greifswald als Beispiel. Das Marineobservatorium dort war »eine Fabrik der wissenschaftlichen Kriegsführung«. Während des Kriegs gab es über die Stadt verteilt über 500 Techniker und Wissenschaftler, Frauen und Männer. Bei solchen Themen musste ich aufpassen. Man sollte meinen, 70 Jahre später sollte jeder ein Interesse daran haben, aufzuklären, was wirklich war. Mir ging es ja nicht darum, jemanden persönlich anzugreifen, sondern ich wollte aufzeigen, was da alles gemacht wurde, geplant und systematisch, was immer unter den Tisch gekehrt wurde. Aber die Widerstände sind erklärbar. Selbst die Nachfahren sind noch um den Ruf der Familien besorgt. Immerhin sind etliche Nazis mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Wo gibts denn so was? Da muss man doch aufklären.

Welche Fragestellungen waren Ihnen besonders wichtig? Was, hoffen Sie, bleibt von Ihrer Forschung?

Beeindruckt hat mich der Erkenntnisreichtum durch die Fernerkundung. Als in den siebziger Jahren die ersten Satelliten gestartet worden sind, hatte niemand damit gerechnet, dass man auf Satellitenbildern die Bodentopographie sieht. Oder dass man auf den Radarbildern die Schiffswellensysteme sieht. Dass man interne Wellen sieht. Dass man überhaupt so viel interne Wellen verteilt über den Globus gesehen hat, das war

»Dass Satelliten alles sehen, ist völliger Unsinn. Satelliten sehen nur die Oberfläche. Was sich hinter den Oberflächenphänomenen verbirgt, muss in situ untersucht werden«

Ingo Hennings

eine völlig neue Erkenntnis. Heute ist vieles davon selbstverständlich. Doch nach wie vor gilt, dass man bei Fernerkundungsmethoden den Abbildungsmechanismus verstehen muss, die Physik dahinter. Jeder kann tolle Kalenderbilder produzieren. Aber man muss das Abgebildete schon auch verstehen. Dazu konnte ich vielleicht ein wenig beitragen.

Vor 19 Jahren haben Sie etwas gemacht, was heute modern ist – Sie haben sich empört. In einem Artikel mit dem Titel »Zurück zur Wahrheit«, den Sie zusammen mit einem Kollegen verfasst haben, prangerten Sie die Selbstdarstellung der Wissenschaften mit Hilfe der Medien an. Die Forschung werde kommerzialisiert, und diejenigen Wissenschaftler machten Karriere, die sich am besten verkaufen. Nun ist gerade das GEOMAR in puncto Öffentlichkeitsarbeit ganz schön gut. Gilt Ihre Kritik noch?

Ja, zum Teil ist das immer noch so. Auslöser für unseren Kommentar war das Medienspektakel, das den paar bunten Bildern vom Mars galt, die ein Spielzeugauto vom roten Gestein gemacht hat. Wissenschaftlich verwertbare Daten sind bei der Mission kaum herausgekommen. Doch als Fernsehzuschauer und Leser musste man einen anderen Eindruck bekommen.

Wir sind damals für unseren Artikel ganz schön angeschossen worden, auch vom DLR. Unser Einwurf fand verständlicherweise keinen Gefallen. Insofern war uns die Provokation gelungen, mit der wir zugleich hinterfragt haben, was auf manchen Plots und Zeichnungen zu sehen ist. Man muss heutzutage ja nur auf einen Knopf drücken, um aus drei Messwerten wunderschöne Picasso-Bilder zu erhalten.

Natürlich darf Wissenschaft nicht nur im Elfenbeinturm fabriziert werden. Ganz wichtig ist, dass wir Wissenschaftler die Bürger an unseren Erkenntnissen teilhaben lassen – aber eben seriös. Nur wenige können ihre Erklärungen gut rüberbringen. Wer das ausgezeichnet kann, das sind Prof. Hartmut Graßl und Prof. Mojib Latif. Die schaffen es mit ihrer Art, die Öffentlichkeit einzubinden. Eine solche positive, wissensvermittelnde und aufklärerische Öffentlichkeitsarbeit hatten wir aber nicht vor Augen, als wir unseren Artikel verfassten. Uns ging es um etwas anderes, und diese Problematik gibt es auch heute noch, wenn Wissenschaft versucht, sich zu verkaufen.

Da werden Milliarden an Projekte vergeben, bei denen von vornherein klar ist, welche Ergebnisse herauskommen. Die Antragsteller präsentieren das schon vorab auf dem Silbertablett. Doch das ist keine Wissenschaft, wenn man vorher schon weiß, was am Ende herauskommt. Bei der Geschichte mit den Exzellenzclustern ist es im Grunde genauso. Heutzutage ist ja bald jeder exzellent – ich kann es nicht mehr hören. Aber die Politik will es offenbar hören. Wer dabei unter den Tisch fällt, das sind vernünftige und seriöse Wissenschaftler. Das gilt insbesondere auch für die Geisteswissenschaft-

ten. Wie oft sollten die schon abgeschafft werden. Ganz gefährliche Forderung, die da einige proklamieren.

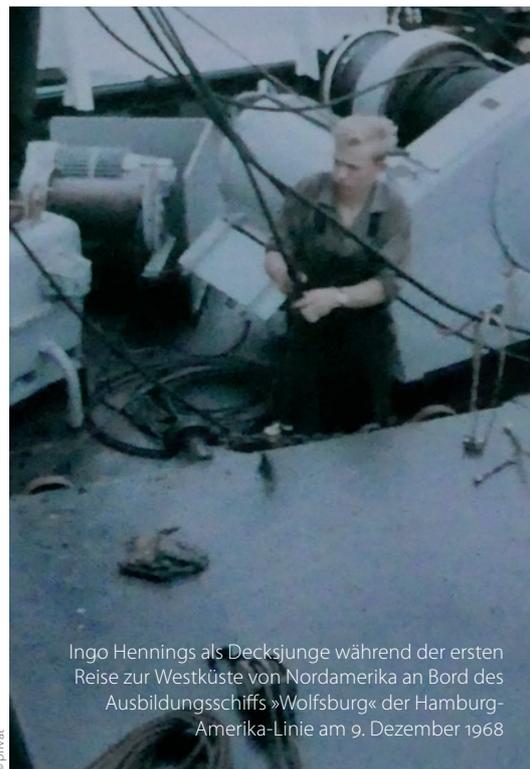
Was wir damals meinten, und wovon ich immer noch überzeugt bin: Wir müssen uns wieder auf die Wissenschaft selber konzentrieren. Es muss um den Erkenntnisgewinn gehen. Und wie gewinnt man Erkenntnisse? Indem man wirklich etwas untersucht. Dann findet man auch was heraus, vielleicht auch durch Zufälle. Nehmen Sie nur mal die Heinrich-Events. Sie kritisierten auch die Praxis mit den befristeten Verträgen. Im Gegensatz zur Generation Praktikum, die oft nur befristete Verträge erhält, hatten Sie das Glück, eine feste Stelle am GEOMAR zu haben – wenngleich auch Sie, wie Sie vorhin erzählt haben, zunächst mit einem Zeitvertrag angefangen haben. Hatten Sie selbst das Gefühl, ohne zeitlichen und sozialen Druck arbeiten zu können und sich dabei uneingeschränkt Ihren Thesen widmen zu können?

Da sprechen Sie ein ganz heikles Thema an. Es ist ungeheuerlich, welche Macht hier einige Herren noch immer haben. Als Doktorand ist man abhängig und muss sich ständig beweisen. Da kommt es schon vor, dass der Professor die Ergebnisse seiner Doktoranden auf Tagungen vorstellt und mehr oder weniger ungeniert als seine eigenen verkauft. Wegen des Abhängigkeitsverhältnisses ist

»Jeder kann tolle Kalenderbilder produzieren. Aber man muss das Abgebildete schon auch verstehen«

»Man muss heutzutage ja nur auf einen Knopf drücken, um aus drei Messwerten wunderschöne Picasso-Bilder zu erhalten.«

Ingo Hennings



Ingo Hennings als Decksjunge während der ersten Reise zur Westküste von Nordamerika an Bord des Ausbildungsschiffs »Wolfsburg« der Hamburg-Amerika-Linie am 9. Dezember 1968

man möglicherweise schlecht beraten, in so einer Situation das Ansinnen des Professors abzulehnen. Denn sonst hat man plötzlich ein Problem mit der Betreuung, gar mit der gesamten Dissertation. Einige Professoren nutzen das schamlos aus. Die

»Diese verdammten Kettenverträge müssen weg. Auch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz hat noch längst nicht alle Probleme gelöst. Es geht nicht an, dass die jungen Leute sich von Stelle zu Stelle hangeln müssen. Wie soll man bei dieser Unsicherheit eine Familie gründen, gar ernähren? Es ist wirklich höchste Zeit für vernünftige Qualifikationsstellen«

Ingo Hennings

haben hier beim GEOMAR nicht einmal Anwesenheitspflicht, manchmal sieht man sie monatelang nicht. Klar, die können von Berufs wegen machen, was sie wollen. Aber das ist genau der Punkt. Daran sollte sich was ändern. Es geht nicht an, dass manche Professoren sich wie Kaiser gerieren, die ihre armen Diplomanden und Doktoranden von Vertrag zu Vertrag hinhalten.

In einem Brief an die damalige Bundesministerin für Bildung und Forschung, Edelgard Bulmahn, haben wir vom Personalrat und Be-

triebsrat diese Zustände aufgezeigt. Wir forderten, diese verdammten Kettenverträge müssen weg. Kurze Zeit später kam das Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Das machte es ein klein wenig besser, hat jedoch längst nicht alle Probleme gelöst. Von den Professoren, die selbst auf festen Stellen sitzen, hören wir immer, das dürfe hier nicht verkrusten. Stattdessen müssen sich die jungen Leute von einem Vertrag zum nächsten hangeln. Wie soll man bei dieser Unsicherheit eine Familie gründen, gar ernähren? Es ist wirklich höchste Zeit, vernünftige Qualifikationsstellen zu schaffen – mit dem Tenure-Track geht es immerhin in die richtige Richtung. Aber auch da ist für die meisten nach zwölf Jahren die Hochschulkarriere zu Ende. Dann müssen die nicht mehr ganz jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusehen, wie sie in der freien Wirtschaft einen Job bekommen.

Sie blicken auf mehr als 30 Jahre Forschung zurück. Wie hat sich die Meeresforschung in den letzten drei Jahrzehnten geändert?

In Deutschland gab es nach dem Krieg gerade mal fünf, sechs, sieben etablierte Institute. Heute sind allein im Konsortium Deutsche Meeresforschung ganze 19 Mitglieder versammelt. Und das sind noch längst nicht alle Institute. Im ganzen Bundesgebiet wird Meeresforschung betrieben. Da hat sich wirklich enorm was getan, da ist viel gefördert worden. Man sieht die Entwicklung auch an der Zahl der Forschungsschiffe. Die Meeresforschung hat sich wirklich diversifiziert. Selbst hier am GEOMAR gelingt es mir nicht mehr, den Überblick zu behalten. Längst schon kenne ich nicht mehr alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Das ist so eine Vielfalt geworden, wir beschäftigen uns inzwischen mit Dingen vom Erdkern bis zum Weltraum. Alles ist bei uns vertreten.

Doch nicht nur bei uns in Deutschland hat sich die Meeresforschung so stark entwickelt, auch weltweit ging es weiter. Vor allem auch in China. Dort werden die Ozeanographischen Institute schon nur noch durchnummeriert. Was chinesische Wissenschaftler in den letzten zehn Jahren im Bereich der Fernerkundung veröffentlicht haben, ist wirklich bemerkenswert. Zum Teil sind das sehr gute Sachen. Auf Englisch, durchaus verständlich. Im internationalen Austausch, vor allem auch mit China, sehe ich großes Potenzial für die Meeresforschung.

Sie sind 65 Jahre alt, bald haben Sie Ihren letzten Arbeitstag. Mit welchen Gefühlen sehen Sie Ihrem Ruhestand entgegen?

Ich habe überhaupt gar keine Probleme damit, jetzt aufzuhören. Mein Platz wird frei für eine junge Wissenschaftlerin oder einen jungen Wissenschaftler. Zu Hause habe ich genug Hobbys. Ich freue mich darauf, vermehrt in der Kieler Geschichtswerkstatt mitarbeiten zu können. Ich werde weiterhin Schiffsminiaturen im Maßstab 1 : 1250 sammeln. Ich werde nach wie vor viel lesen, zurzeit überwiegend zur deutschen Kolonialgeschichte. Mich interessiert die Verbindung zwischen Ethnologie und Ozeanographie, da würde ich gerne im Museumsbereich mitwirken. Sie sehen, Langeweile werde ich nicht haben. Und dann gibt es ja noch die Familie, die Kinder, durch meine frühen Jahre in der Seefahrt habe ich erst spät geheiratet. Außerdem bin ich immer ein naturverliebter Mensch gewesen, ich werde mir daher auf jeden Fall die Orte in der näheren Umgebung anschauen, die ich noch nicht kenne.

Was würden Sie gerne besser können?

Ich habe zu spät gemerkt, welche große Rolle die Quantenphysik auch in der Ozeanographie spielt. Beispielsweise konnte ich mir nie erklären, was der Liouville-Operator mit Ozeanographie zu tun hat. Das hätte mir mal ein Physiker erklären sollen. Aber Physiker und Ozeanographen haben viel zu selten miteinander gesprochen. Dabei könnte die Quantenphysik, davon bin ich mittlerweile überzeugt, einige Phänomene der Ozeanographie locker erklären. Darüber hätte ich gerne mehr gewusst.

Was wissen Sie, ohne es beweisen zu können?

Ich bin ein gläubiger Mensch. Mein Pastor im Konfirmandenunterricht hat mir einen Spruch mitgegeben, der heißt: »Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, wozu du berufen bist und bekannt hast das gute Bekenntnis vor vielen Zeugen« (1. Timotheus 6,12). Ich habe, denke ich und hoffe ich, immer danach gehandelt, sowohl privat als auch im Beruf. Aber ich kann es nicht beweisen. »Kämpfe den guten Kampf des Glaubens« – das ist eine ganz wichtige Aussage. Ich kann nicht beweisen, dass ich bei all meinen Entscheidungen wirklich den guten Kampf des Glaubens gekämpft habe. Aber ich habe diesen Leitspruch immer im Hinterkopf gehabt. [⚓](#)